

Tilman Reitz

Weshalb und wozu ist Soziologie multiparadigmatisch?

Bemerkungen zum Vorschlag von Johann August Schülein

Das Thema des zu kommentierenden Textes ist wichtig und seine Ausgangsthese allenfalls zuzuspitzen: Die Soziologie pflegt selbst verglichen mit anderen Sozialwissenschaften sehr heterogene, einander oft widerstreitende Zugänge zur Wirklichkeit des Zusammenlebens. Wer das Fach vertritt, kann sich für diese ›multiparadigmatische‹ Verfasstheit schämen oder stolz darauf sein. Sie erlaubt Debatten und Vorgehensweisen, die keiner einheitlichen Lehre und Ordnung unterliegen, bedingt aber auch Ärgernisse, die dem Zerfall in Teilgemeinschaften geschuldet sind: einseitige und begrifflich unzureichend kontrollierte Methoden, wiederholte Entdeckungen des Gleichen in verschiedenen Idiomen, einen Sog zu Schuldogmatismus und Laienphilosophie, der gerade von experimentelleren Denkern wie Luhmann oder Oevermann ausgeht. Johann August Schülein schlägt vor, diese Eigenart der Soziologie nicht zu beklagen oder zu feiern, sondern aus »der Logik ihres Gegenstandes« zu begreifen. Zugleich legt er einen wissenschaftssoziologischen Blick auf die Konflikte des Fachs nahe. Seine Annahme, dass die »Mittel der Soziologie [...] kaum bis gar nicht dazu verwendet [werden], zu erklären, warum es überhaupt zu Konflikten dieser Art kommt und wie sie verlaufen« (S. 193), blendet zwar vielleicht schon diverse ›Paradigmen‹ aus – Mannheim, Foucault und marxistische Ansätze. Doch weitere, genauere Forschungen und Reflexionen sind angesichts der Unklarheiten, die man dort jeweils antrifft, hochgradig wünschenswert.

Die Grundlagenreflexion, die Schülein ausführt, hilft an einigen der genannten Stellen weiter, an anderen nicht. Ich will in meinem Kommentar zeigen, dass sie erkenntnistheoretisch eine Reihe bekannter Beobachtungen zu systematisieren (bzw. in eine luhmannianische Sprache zu übersetzen) vermag, wissenschaftssoziologisch dagegen seltsam stumm bleibt. Die »Traditionen, Ideologien, Machtverhältnisse« des Zusammenlebens erscheinen bei Schülein durchgängig als kontingente Einflüsse im Widerstreit soziologischer Paradigmen, nicht als dessen konstitutive Bedingung. Als Grund der Schwäche werde ich herausarbeiten, dass er die kommunikativen Wechselwirkungen zwischen Sozialwissenschaft und Gesellschaft zwar benennt, aber weder ihre prinzipielle Bedeutung noch ihre institutionell höchst unterschiedlichen Ausformungen näher betrachtet. Stattdessen zeichnet er ein wesentlich ontologisches Bild von der ›Logik‹ gesellschaftlicher Realität und zieht wissenschaftstheoretische Schlüsse. Das scheint mir nicht notwendig falsch, aber unzureichend – zumal wenn man der Kritik binärer Unterscheidungen zwischen Natur- und Sozialwissenschaften folgt, die Schülein betont äußert. Im Weiteren will ich zunächst knapp

seinen Vorschlag darstellen, dann meine kritischen Punkte ausführen und schließlich eine wissen(schaft)ssoziologische Alternative andeuten, die Tendenzen zu Mono- und Multiparadigmatik innerhalb der Sozialwissenschaften selbst erklärbar macht.

1. Schülein geht von zwei Problembestimmungen aus, die unmittelbar auf schwieriges Terrain führen. Zum einen hält er fest, dass keine Reflexion soziologischen Paradigmenstreits einfach bei »empirischen Gegebenheiten« ansetzen kann, die Eigenheiten der Wissenschaft erklären: »Der Gegenstand kann immer nur in [...] voraussetzungsvollen Kategorien erscheinen« (S. 194). Das gilt, wie sich bei Kuhn lesen lässt, auch für Naturphänomene,¹ ist aber vielleicht besonders bedeutsam, wenn man die Erforschbarkeit von »Gesellschaft(en)«, »sozialer Ordnung« oder »sozialer Systeme« ausloten will (oder sogar Eigenheiten der »modernen«, »kapitalistischen« oder »funktional differenzierten« Gesellschaft als Ausgangspunkt nimmt). Als Lösung schlägt Schülein etwas abrupt vor, »von einer *erfolgreichen Theorie* auszugehen, also vorauszusetzen, dass die Theorie die Logik des Gegenstands erfasst« (S. 195), den man dann sozusagen doch zugrunde legen kann. Für den Gegenstandsbereich des Sozialen scheint seine Wahl, ohne dass er dies eigens erwähnt oder rechtfertigt, auf Systemtheorie in der Nachfolge Luhmanns zu fallen; so lässt sich zumindest erklären, dass sein Kernargument auf der Kennzeichnung »autopoietisch« aufbaut. Das Feld für diesen Begriff bereitet eine zweite, aktuell beliebte Problematisierung: Für Schülein sind »die Diskussionen über den Gegensatz zwischen Natur- und Geistes- (oder Sozial-)Wissenschaften gescheitert« (S. 196).² Sie bezögen nicht nur Prinzipienfragen »auf ein nicht zwingend logisches, sondern empirisches System, welches historischen Entwicklungen unterliegt« (S. 196), sondern vereinfachten es überdies unzulässig: »Multilogik und Heterogenität empirischer Konfigurationen lassen sich nicht in einer binären Schematisierung angemessen erfassen. Unterscheidungen wie Natur/Geist, Naturwissenschaft/Geisteswissenschaft o.ä. sind prinzipiell ungeeignet, weil sie zu einfache Zusammenfassungen unter einem bestimmten partikularen Aspekt verwenden« (S. 196). Diese Gründe scheinen mir eher schwach und auch schwer vereinbar (Einteilungen findet man gewöhnlich *entweder* zu historisch *oder* zu schematisch), aber irritierend ist ein anderer Punkt: Schülein selbst unterscheidet in gewisser Weise Natur und Soziales, nämlich »nomologische« und »autopoietische« Realität.

Der erste Begriff (der implizit Henkel-Oppenheims Begriff deduktiv-nomologischer Theorie auf die Wirklichkeit zurück bezieht) kennzeichnet streng gesetzmäßige Zusammenhänge, der zweite selbstbezügliche, sich selbst verändernde Ordnungen: »Nomologisch« steht [...] für eine homogene, in ihrer Logik feststehende Realität, die nicht verän-

- 1 Eine Hauptbedingung dafür, dass ein Paradigma in die Krise gerät oder sogar in einer wissenschaftlichen Revolution gestürzt werden kann, liegt für Kuhn ja darin, dass die fast immer bemerkten Gegenbeispiele als »Anomalien« anerkannt und ggf. in einer neuen Beobachtungssprache begriffen werden (Kuhn 1976: 95f.).
- 2 Beliebtheit hat diese Annahme in der Nachfolge von Latour und generell in den Science and Technology Studies erlangt (vgl. bes. Latour/Woolgar 1986), eine sehr starke, auf die Omnipräsenz von »Hermeneutik« verweisende Fassung gibt ihr Knorr Cetina (1991). Ich verzichte im Folgenden auf eine prinzipielle Diskussion des Themas und gehe nur auf Probleme in Schüleins Argumenten dazu ein.

derbar ist und zu der es keine Alternativen gibt. Nomologische Realität enthält daher auch per definitionem keine Reflexivität. ›Autopoietisch‹ heißt im Kern: Autonomie und Selbstorganisation. [...] Anders gesagt: Autopoietische Realität ist insofern politisch, als sie (sich) durch Konstitution und Selektion aus (selbst erzeugten) Möglichkeitshorizonten entwickelt (S. 198)«. Damit ist, wenn man das Wort ›politisch‹ nicht *sehr* offen liest, umgehend klar, dass die vollständig autopoietische Wirklichkeit die des menschlichen Zusammenlebens ist; als Muster nomologischer Realität bietet sich dagegen der Bezugsbereich der klassischen, prä-quantenmechanischen Physik an. Wer zweifelt, ob damit (auch heute noch) der (ganze) Bereich naturwissenschaftlicher Themen abgedeckt ist, kann sich an Mischformen halten, die Schülein zusätzlich explizit vorsieht: »*Nomologische Autopoiesis*« (S. 199) oder »Selbsterzeugung, die gesetzmäßig verläuft« (S. 199), für den Bereich des Lebens bzw. der Biologie, »*Interferenzen von rein nomologischen Teilprozessen*« (S. 199) in Gebieten und Wissenschaften »wie Geologie und Klima« (S. 199). Würde noch eine vergleichbare Abstufung für das Soziale mitgeliefert, hätte man eine Landkarte der Wirklichkeit, die aus der Logik der Wissenschaften abgeleitet ist und sie zugleich erklärt. Diese Karte sähe allerdings ziemlich traditionell oder klassisch-modern aus: leblose Natur (und deren entwicklungsfähige Bereiche), lebendige Natur, menschliche Wirklichkeit (mit stärker gesetzmäßigen und stärker politisch-symbolisch variablen Gebieten).

Wie immer man zu solchen klassischen Einteilungen steht; Schüleins Vorschlag erlaubt eine Reihe von Besonderheiten des ›autopoietischen‹ Bereichs gebündelt zu begreifen. Während die auf nomologische Realität spezialisierten »denotativen Theorien« ihre »Befunde [...] *ohne Informationsverlust algorithmisch auf Kalküle reduzieren*« (S. 201), eine »Zeichensprache mit festgelegter Grammatik benutzen und damit eindeutige Formulierungen« (S. 201) hervorbringen können, müssen »konnotative Theorien« (S. 203) autopoietischer Wirklichkeit mit stets vorläufigen, selektiven Formalisierungen arbeiten. Sie nutzen eine »terminologisierte Umgangssprache« (S. 204), liefern fortlaufend ihre eigene »Metatheorie« (S. 208), also Selbstbegründung und -infragestellung, sind generell »selbstreflexiv« (S. 193) und als symbolische Praxis »in die Dynamik ihres Gegenstandes thematisch wie institutionell verstrickt« (S. 207). Ähnliche Kataloge sind aus zahlreichen Theorien der Geistes- und Sozialwissenschaften bekannt; Schülein betont, dass in diesen Fächern keine Entscheidung alternativlos ist. »Autopoietische Realität ist prinzipiell nicht vollständig zu erfassen, weil sie immer verschieden ist und sich unkalkulierbar verändert« (S. 204). Die Vielzahl legitimer Zugriffe ist nur die Rückseite dieser Gegenstandsstruktur: »Damit ist Multiparadigmatik eine Konsequenz des Missverhältnisses von Themenkomplexität und der Kapazität von Theorien« (S. 207).

2. Um Schüleins Vorschlag zu beurteilen, kann man seine Liste als Alternative reformulieren: Die multiparadigmatische Verfasstheit der Soziologie lässt sich entweder aus der Komplexität und Kontingenz ihres Gegenstandsbereichs begreifen oder auf die Weise zurückführen, in der sie mit ihrem Gegenstand interagiert. Das ›oder‹ bezeichnet hier keine strikte Disjunktion; beide Erklärungsarten können sich ggf. ergänzen. Dennoch ist wichtig, welche theoretisch grundlegend und ausgeführt ist – und das ist bei Schülein offenkundig die Argumentation zur ›Logik‹ sozialer Wirklichkeiten. Mit ihr legt er sich wie

angedeutet ontologisch fest, um seine epistemologische Frage zu klären. Ich will im Folgenden weder Probleme (den Zirkelschluss Theorielogik-Realitätslogik-Wissenschaftsstruktur) noch mögliche Vorteile dieses Vorgehens (die Systematisierung von Eigenheiten der Sozialwissenschaften) diskutieren, sondern fragen, ob es wissenssoziologisch hilfreich ist. Eben dies scheint mir nicht der Fall zu sein. Wer Wissenschaft als soziale Praxis untersuchen will, ist nicht primär daran interessiert, ob und wie sie ihrem Gegenstand gerecht wird – vielmehr lautet die Frage, was sie als Praxis bedingt, strukturiert und aufrecht erhält.³ Und während sich im naturwissenschaftlichen Bereich das Stichwort ›Naturbeherrschung‹ als Ausgangspunkt (natürlich nicht als zureichende Antwort) aufdrängt, lässt sich die gesellschaftliche Rolle der Sozialwissenschaften von vornherein vielfältig bestimmen.

Schülein deutet hierzu nur wenige Ansätze bzw. Auslassungen an. Eine auszugweise bereits zitierte Passage verdeutlicht sein Desinteresse: »Die empirische Ordnung von Wissenschaften spiegelt immer auch bestimmte Traditionen, Ideologien, Machtverhältnisse« – doch offenbar sollte man solche Faktoren besser ausblenden, da sonst die »Erkenntnistheorie [...] eine in diesem Kontext falsch platzierte und nicht bearbeitbare Kontingenzenz« (S. 196) aufnähme. »Deshalb muss Erkenntnis zunächst von ihrer sozialen Form getrennt betrachtet werden, um eine unmittelbare Identifizierung mit empirischen Wissenschaften zu vermeiden« (S. 196). Wenn Schülein später die ›zunächst‹ vollzogene Abstraktion partiell rückgängig macht, bleibt das Problem, dass er etwas Grundlegendes nachträglich ergänzt:

»Wo autopoietische Theorien autoreflexiv sind, also sich auf die Wirklichkeit beziehen, deren Teil sie selbst sind, treten die bekannten Folgen von Abhängigkeit und Rückkoppelung auf. [...] Ihre Mittel entnehmen sie der Realität, die sie behandeln, wobei sie (wie oft diskutiert) [...] bestimmte Positionen stärken (und andere nicht). Daher sind autoreflexive Theorien in die Dynamik ihres Gegenstandes thematisch wie institutionell verstrickt. Das zeigt sich an Abhängigkeiten von externen Dynamiken (Moden), an Themenwahl, Thematisierungsstrategien und kulturspezifischen Stilen.« (S. 206f.)

Die Reflexion hat einen richtigen Ausgangspunkt: »Konnotative Theorien kommunizieren [...] ständig mit ihrem Umfeld.« (S. 210) Sie wäre jedoch deutlich stärker, wenn die laxen Verweise ausgeführt wären und wenn noch einmal das Stichwort fiele, mit dem Schülein autopoietische Realitäten zunächst gekennzeichnet hatte, ihre ›politische‹ Verfasstheit. Konträre politische Standpunkte tragen ja seit Marx, Spencer, Weber und Durkheim unverkennbar dazu bei, dass Gesellschaftstheorie und -forschung divergierende Formen annimmt, und sie sind bis heute relevant dafür, ob man eher Bourdieu, Butler

3 Am klarsten hat diesen Grundsatz David Bloor formuliert, für den Wissenssoziologie bekanntlich prinzipiell darauf verzichten sollte, den sozialen Erfolg von wissenschaftlicher Praxis aus der Wahrheit ihrer Aussagen zu erklären: »The same types of cause would explain, say, true and false beliefs.« (Bloor 1991: 7). Ich teile nicht Bloors Absolutismus (dass eine physikalische Theorie technische Möglichkeiten erschließt, könnte durchaus mit ihrer ›Wahrheit‹ zu tun haben), halte aber seinen Hinweis auf das wissenssoziologische Frageinteresse für grundlegend (auch wer nach Technik fragt, hat soziale Verwendungen der Wissenschaft im Blick).

oder Theorien rationaler Nutzenmaximierung folgt.⁴ Indem Schülein stattdessen homogene Bestimmungen wie Mode und (nationale) Kultur heranzieht, lässt er kaum den Gedanken aufkommen, dass politischer und sozialwissenschaftlicher Streit eng verknüpft sein könnten. In seinem Gesamtbild kann er so dabei bleiben, dass eine Grund-Unbestimmtheit, die sich angesichts der Komplexität und Kontingenz sozialer Verhältnisse einstellt, ein Oberflächenspiel soziologischer Moden und Stile bedingt.

3. Eine Alternative zu diesem unsoziologischen Bild ergibt sich, wenn man genauer bestimmt, wie die Sozialwissenschaften mit der Gesellschaft ›kommunizieren‹; im selben Zug lässt sich womöglich sogar erklären, weshalb die Soziologie sie besonders multiparadigmatisch vertritt. Grundbegrifflich lässt sich der Vorschlag zwanglos an Luhmann, allerdings auch an diverse andere Theorien anschließen: Fast alle Wissenschaften interagieren mit ihrem Objektbereich, doch in den Sozialwissenschaften ist die Wechselwirkung besonders intensiv, weil sie eben kommunikativ bzw. symbolisch stattfindet. Wer Physik, Biologie oder Medizin soziologisch untersuchen will, tut gut daran, die Herstellung von Messinstrumenten und die Effekte von Messverfahren, die Auswirkungen von Nuklearphysik oder Genetik, technisch verursachte ökologische Krisen und die Suche nach Gegenmitteln, das Zusammenleben von Tieren und Menschen, juristische Reaktionen auf die (Neben-)Folgen medizinischer Behandlung usw. zu berücksichtigen. In keinem dieser Fälle (mit Ausnahmefällen in der Medizin) reagiert die beforschte Wirklichkeit jedoch unmittelbar auf die wissenschaftliche *Zeichenverwendung* – während dies im sozialwissenschaftlichen Bereich die Regel ist. Regierungen holen Rat aus der Wirtschaftswissenschaft ein, Parteien und Bewegungen berufen sich auf Marx, die Black-Scholes-Formel hat den Verkehr an der Chicagoeer Börse verändert, die PISA-Studien ziehen Korrekturanstrengungen im Bildungssystem nach sich. Man kann alles dies mit Anthony Giddens als ›doppelte Hermeneutik‹ bezeichnen (weil die Sozialwissenschaft nicht nur die Akteure verstehen muss, sondern ihrerseits von sozialen Akteuren verstanden wird). Vor allem kann man es aber nutzen, um drei Grundfragen wissenschaftlich-gesellschaftlicher Interaktion zu bearbeiten: Wie sich die Entwicklung von Fächern, Theorien und Methoden *genetisch* erklären lässt, was sie *funktional* zur Reproduktion sozialer Verhältnisse beiträgt und wie sie diese *performativ* verändert. Für das Thema Paradigmen liegen dann unmittelbar Schlussfolgerungen nahe: Funktional besonders homogen eingebundene Sozialwissenschaften (oder Subdisziplinen) könnten sich zugleich als monoparadigmatisch erweisen und erst bei großen sozialen Umbrüchen im Grundmuster ändern oder aufspalten, funktional weniger festgelegte könnten deutlich offener für Paradigmenstreit und -dissonanz sein.

Die damit mögliche Forschung kann hier nicht angemessen umrissen werden; ich will aber abschließend zumindest an bekannten Beispielen ihren Charakter andeuten. Die Soziologie ist, wenn nicht alles täuscht, paradigmatisch offener als die Wirtschaftswis-

4 Vgl. für eine forcierte Herausarbeitung des Politischen in Gesellschaftstheorien Marchart 2013, für einen etwas vorsichtigeren Bericht über die Rolle von Konservatismus, Sozialismus und Liberalismus in der Ugeschichte der Soziologie Reitz 2015: bes. 109-212.

senschaft. Dort geben einige Zeitschriften und Institute weltweit den Ton an (Fourcade/Ollion/Algan 2015), die fachlichen Standards werden kaum durch nationale Eigenheiten gebrochen (Fourcade 2009: 255f.), und zumal in der Volkswirtschaftslehre hat sich das Muster der (heute dynamisch-stochastischen) Gleichgewichtsmodelle durchgesetzt, dem gegenüber alles Weitere als Rand ›heterodoxer Ökonomik‹ erscheint.⁵ Woran könnte das liegen? Ein grundlegendes Argument bietet Bourdieu im *Homo academicus*, wenn er »Ordnungs- und Machtwissenschaft« (1984: 130 u.ö.) von Reflexionswissenschaften unterscheidet. Die erstere trägt von Gerichtsverfahren bis zur Klinikleitung direkt zu Machtausübung bei, letztere sind machtpraktisch marginal und können sich im Gegenzug mehr Kritik herausnehmen. Als klassische Ordnungsfächer zieht Bourdieu Recht und Medizin heran; eine Übertragung auf die Wirtschaftswissenschaft im Kapitalismus liegt nahe. Allerdings sind andere, ähnlich stark eingebundene Wissenschaften weniger homogen. Das beste Beispiel bietet die Psychologie, die u.a. kognitive Entwicklung begleitet, Persönlichkeiten einordnet, abweichendes Verhalten als pathologisch klassifiziert und seine Behandlung erforscht. Sie ist also in einen großen Machtapparat eingebunden – und doch von Spaltungen zwischen akademischer Wissenschaft und medizinischer Anwendung, experimenteller Psychologie und tiefenpsychologischen oder auch hermeneutischen Ansätzen durchzogen. Die relative Einheitlichkeit des akademischen Fachs ist hart erkämpft; sie lässt sich wohl nur begreifen, wenn man seine Abgrenzung von praktischen Feldern, namentlich von der hochreflexiven Psychoanalyse nachvollzieht.

Eben dieser bzw. ein sehr verwandter Umstand erlaubt nun aber die Einheitlichkeit der Wirtschaftswissenschaft zu verstehen. Auch hier nimmt die paradigmatische Schließung mit dem Abstand von heterogenen Einsatzfeldern, zumal denen der Betriebswirtschaftslehre zu. Man kann das als Erfolgsfall einer Sozialwissenschaft mit nomothetischem Zuschnitt lesen, die sich als solche besonders gut akademisch verwalten lässt. Zugleich ist ihre Macht- und Ordnungsrolle selbst einheitsaffin, weil regulationspolitisch bestimmt: Volkswirtschaftliche Expertise wird herangezogen, um jenseits der Parteipositionen staatliche Wirtschaftspolitik anzuleiten und zu rechtfertigen, oft organisiert in Think Tanks und vermittelt durch weitere Ordnungsinstitutionen wie die Zentralbanken und den Internationalen Währungsfonds. Die wichtigste Paradigmenkrise des 20. Jahrhunderts, Aufstieg und Bedeutungsrückgang des Keynesianismus, war denn auch eng mit wirtschaftspolitischen Wenden verbunden. Und selbst privatwirtschaftlich induzierte Dynamiken wie der Aufstieg der Managementschulen dienen der Selbstergänzung und -rechtfertigung einer kleinen, auf politische Kommunikation angewiesenen Elite.

Verglichen mit dieser Herrschaftsgeschichte nimmt sich die Einbindung der Soziologie bescheiden aus. Ihre machtkritischen Gesten lösen daher, wie schon Bourdieu angemerkt hat, selten Erschütterung aus. Das heißt jedoch nicht, dass das Fach keine sozialen Funktionen hat. Näher betrachtet hat es eher zu viele: Die Einstellungsforschung und Milieutheorie hat sich gemeinsam mit kommerzieller Markt- und Meinungsforschung entwickelt, die Arbeits- und Industriesoziologie ist häufig gewerkschaftsnah, seit den Haw-

5 Der Rand wird im deutschen Sprachraum zudem kontinuierlich schmaler, und auch nach 2008 zeichnet sich keine Trendwende ab (vgl. Kapeller/Pühringer/Grimm 2017).

thorne-Experimenten aber auch immer wieder in Produktivitätssteigerung und Management-Innovationen eingebunden, die Bildungssoziologie unterstützt bildungspolitische Reformen, die Geschlechtersoziologie hat feministische Wurzeln und mündet in Gleichstellungsprogramme, die Sozialstrukturanalyse hat die Transformation des Klassenkonflikts in wohlfahrtsstaatlich gehegte Statuskonkurrenz begleitet, die vergleichende Wohlfahrtsstaatsforschung hilft abzuschätzen, welche Reformen in welchem Land zumutbar sind. Die Liste ist bei weitem nicht vollständig, macht aber eine entscheidende Überlagerung deutlich: Was Soziologie gesellschaftlich leistet, ist nicht nur von vielen interessierten Parteien, sondern auch von deren Macht- und Richtungskämpfen abhängig. Dass ein Fach, dessen Rolle so strittig ist, selbst Konflikte und Vielfalt oder Beziehungslosigkeit kultiviert, muss nicht überraschen.

Literatur

- Bloor, David (1991): *Knowledge and Social Imagery*, 2. A. London, Chicago: University of Chicago Press.
- Bourdieu, Pierre (1984): *Homo academicus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fourcade, Marion (2009): *Economists and Societies: Discipline and Profession in the United States, Great Britain, and France, 1890s to 1990s*. Princeton/N.J.: Princeton University Press.
- Fourcade, Marion /Ollion, Etienne/Algan, Yann (2015): »The Superiority of Economics«. In: *Journal of Economic Perspectives* 29/1, S. 89-114.
- Kapeller, Jakob/Pühringer Stephan/Grimm, Christian (2017): »Zum Profil der deutschsprachigen Volkswirtschaftslehre. Paradigmatische Ausrichtung und politische Orientierung deutschsprachiger Ökonom_innen«. In: *FGW Studien*, Nr. 2 (http://www.fgw-nrw.de/fileadmin/user_upload/NOED-Studie-02-Kapeller-A1-komplett-Web.pdf, letzter Zugriff 19.6.2017).
- Knorr Cetina, Karin (1991): *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kuhn, Thomas S. (1976): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, 2., revidierte A. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Latour, Bruno/Woolgar, Steve (1986): *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*, 2. A. Princeton/N.J.: Princeton University Press.
- Marchart, Oliver (2013): *Das unmögliche Objekt. Eine postfundamentalistische Theorie der Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Reitz, Tilman (2015): *Das zerstreute Gemeinwesen. Politische Semantik im Zeitalter der Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS.

Anschrift:

Prof. Dr. Tilman Reitz
 Institut für Soziologie
 Universität Jena
 Carl-Zeiss-Str. 2
 tilman.reitz@uni-jena.de